

Ein kurzer Streifzug
durch die



Geschichte der Artillerie

Gert Bode
Oberstleutnant
Ges. f. ArtKd e.V.

Ein kurzer Streifzug durch die Geschichte der Artillerie

Das Wort Artillerie ist etwa um das Jahr 1500 in die deutsche Sprache gekommen. Aus dem Mittelalter sind insgesamt 13 Bezeichnungen, wie z.B. Arkeley, Arkollerey usw. bekannt. Woher die Bezeichnung ihren sprachlichen Ursprung nimmt, ist nicht eindeutig festzustellen. Hier seien nur zwei lateinische Ableitungsbeispiele genannt, ars tirare - die Kunst zu schießen - und ars telorum - die Kunst der Fernwaffen. Der Name wird zunächst nicht nur für Feuerwaffen gebraucht. Aus Frankreich ist der Name bereits aus der Zeit um 1228 überliefert. Der 1317 gestorbene Schriftsteller Joinville gebraucht den Namen häufig, um die Gesamtheit der "machines de guerre" und der "projectiles de toutes sortes" zu bezeichnen.

In der Schlacht bei Crecy im Jahre 1346 werden in der Geschichte erstmals Feuerwaffen erwähnt. Sie dürften ursprünglich für das Brescheschießen in Burg- oder Stadtmauern gedacht gewesen sein, als die bis dahin gebräuchlichen Wurfmaschinen nicht mehr ausreichten. Sie sind jedoch auch sehr schnell in der offenen Feldschlacht erschienen. Mit den im Anfang üblichen Blocklafetten waren diese ersten Geschütze jedoch noch sehr unbeweglich. So wird aus der ersten Schlacht bei Tannenberg im Juli 1410 berichtet, daß hier der Deutsche Ritterorden sein sämtliches Geschütz verlor, das dann von den Polen bei der allerdings vergeblichen Belagerung der Marienburg benutzt werden konnte.

Auf See wurden die ersten Pulvergeschütze von den Spaniern 1372 und im deutschen Bereich von drei Stralsunder Hanse-schiffen auf einer Kreuzfahrt gegen dänische Seeräuber im Jahre 1385 benutzt. Diese führten sechs "Donnerbüchsen" mit, allerdings auch noch 32 Wurfgeschütze alter Art. So ganz schien man dem neuen Kriegsmittel noch nicht zu trauen.

Dieses neue Kriegsmittel war eine sehr kostspielige Angelegenheit. Der Büchsenmeister, der ein Geschütz gießen, Pulver zubereiten und das Geschütz erfolgreich bedienen konnte, galt als Künstler und ließ sich seine Kunst auch dementsprechend bezahlen. Deshalb konnten sich nur relativ reiche Fürsten oder Staaten und Städte diese Waffe leisten.

Als der erste Hohenzoller, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, von 1411 bis 1417 Statthalter des Kaisers Sigismund in der Mark Brandenburg war, sah er sich einem ausgesprochen widerspenstigen Adel gegenüber. Diese Ritter fühlten sich hinter den dicken Mauern ihrer Burgen unbedingt sicher und erklärten, "und wenn es ein Jahr lang Burggrafen von Nürnberg regnete, wir ließen sie nicht aufkommen!"

Um diese Burgen zu brechen, ließ sich Friedrich die berühmte "Faule Grete". Mit ihren schweren Steinkugeln schoß er im Havelland nacheinander die Burgen Friesack, Plaue, Golzow und Beuthen zusammen und wurde so Herr des Landes.

Auf die damalige Ritterschaft dürfte diese blitzende und donnernde Waffe, die alle Machtverhältnisse auf eine geheimnisvolle Weise umkehren konnte, einen ähnlichen Eindruck gemacht haben, wie etwas über 500 Jahre später die Atombomben von Hiroshima und Nagasaki.

Daraus mag sich auch erklären, daß diese ersten Büchsenmeister und ihre Gehilfen vielfach nicht nur als Handwerker von jedem "anständigen Krieger" verachtet, sondern auch als Hexenmeister einer schwarzen Kunst betrachtet und oft, wenn sie in Gefangenschaft gerieten, kurzerhand totgeschlagen wurden.

So berichtet ein durchaus ernsthaftes artilleristisches Lehrbuch etwa aus der Mitte des 15. Jahrhunderts über den Büchsenmeister:

"Er muß Gott mehr fürchten als andere reisige Leute, weil er in dem Pulver seinen größten Feind immer unter den Händen hat; er soll bescheiden, redlich und

unverzagt sein. Er soll ehrbar sein in Worten und Werken und sich vor der Trunkenheit hüten. Der Dunst und Dampf des Pulvers schadet besonders dem Kopf, dem Herzen und vorzüglich der Leber, er darf also nicht mit leerem Magen damit umgehen."

Die Blocklafetten wurden bald durch die sogenannten Burgunderlafetten ersetzt, die aus einer Achse mit zwei Rädern und einem einfachen Lafettenschwanz bestanden und die Geschütze beweglicher machten. Wenn auch seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr der Stahl das bisher gebräuchliche Holz als Material der Lafetten verdrängte, so blieb diese Form der Lafetten doch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts erhalten.

Zwar traten die Geschütze zunächst noch nicht im geschlossenen Verband auf, jedoch nahm ihre Bedeutung auf dem Gefechtsfeld immer mehr zu. Gustav Adolf von Schweden versuchte das Gewicht der Geschütze für einen beweglichen Einsatz im Gefecht zu verringern. Noch zu seinen Lebzeiten wurden bei den Schweden allgemein eiserne 4-Pfünder eingeführt. Mit diesen Geschützen konnte erstmalig im 30-jährigen Krieg der Angriff der Infanterie systematisch unterstützt werden. In Frankreich hielt sich für diese, in unmittelbarer Anlehnung an die Infanterie eingesetzten, Geschütze lange Zeit die Bezeichnung "canons à la suédoise".

Mit Beginn des 18. Jahrhunderts wird die Artillerie organisch in alle Heere eingegliedert. Struensee stellt 1788 in seinem Buch "Die Anfangsgründe der Artillerie" die folgende Berechnung für die Artillerie einer Armee von 40 Infanterie-Bataillonen auf:

- 20 24-pfündige Kanonen,
- 20 12-pfündige Kanonen,
- 40 6-pfündige Kanonen,
- 80 3-pfündige Kanonen (als Bataillons-Geschütze),
- 20 Haubitzen,
- 20 Mörser,
- 27 Reservelafetten,

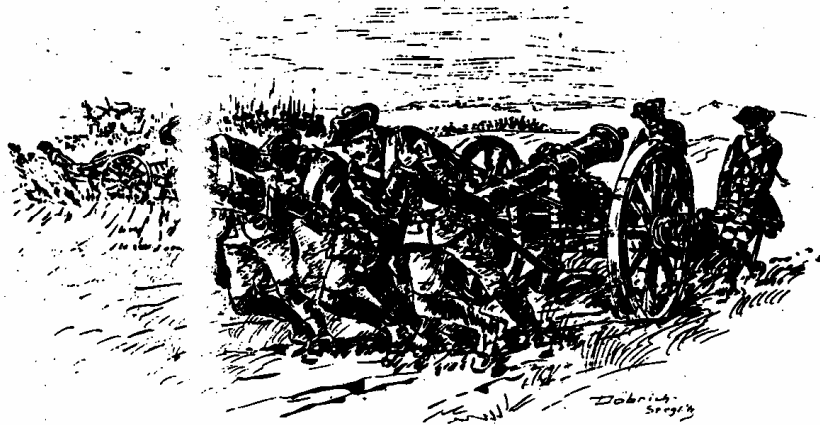
275 Wagen (für Munition, Gerät usw.),
2595 Pferde,
72 Offiziere,
100 Unteroffiziere,
1000 Kanoniere,
1300 Stückknechte.

Er berechnet allein für diese Artillerie eine Marschlänge von 17 672 Schuh, das sind annähernd 6 km. Auch damals konnten Transportraum und Marschlängen anscheinend schon Probleme darstellen.

Man unterschied im taktischen Einsatz des 18. Jahrhunderts zunächst die Bataillons- (oder Regiments-) Geschütze und die Positions- oder Batterie-Geschütze.

Die Bataillons-Geschütze waren den Infanterie-Bataillonen organisch zugeteilt; zwei zu jedem Bataillon, also vier zu jedem Infanterie-Regiment. In Preußen waren es im Anfang 3-pfündige Kanonen mit einem Kaliber von 7,32 cm und einem Kugelgewicht von etwa 1,4 kg. Diese Geschütze sind bereits mit einem einfachen Klappvisier und seit 1747 mit einer Schraubenrichtmaschine für die Erhöhung ausgestattet gewesen. Früher war die Erhöhung durch mehr oder weniger tief unter das Bodenstück des Rohres geschobene Richtkeile genommen worden. Seit 1756 ließ Friedrich II. die 3-Pfünder wegen ihrer zu geringen Wirkung nach und nach durch 5-pfündige Kanonen mit einem Kaliber von 9,42 cm und einem Geschossgewicht von etwa 2,8 kg ersetzen. Nach der Disposition des Obersten v. Dieskau für den Feldzug von 1762 verfügte die preußische Armee über 134 3-pfündige und 150 6-pfündige Bataillonskanonen. Zur Bedienung benötigten die 3-Pfünder vier Mann, die 5-Pfünder acht Mann. Die Aufsicht über die zwei Kanonen eines Infanteriebataillons führte ein Unteroffizier der Artillerie, über die zehn Geschütze einer Infanterie-Brigade ein Leutnant der Artillerie.

Die Geschütze rückten mit der Infanterie in den Zwischenräumen zwischen den Bataillonen vor und unterstützten das Vorgehen mit ständigem Feuer. Etwa 1200 Schritt vor dem Feinde wurde abgeprotzt und dann das Geschütz im Mannschaftszug vorbewegt. Daß trotz dieses ständigen Vorrückens mit der Infanterie auch noch geschossen werden konnte, lag an dem damals bei der preußischen Infanterie üblichen Schrittmaß. Während wir heute das "Tempo 11" bei einer Schrittlänge von 80 cm als normal ansehen, betrug damals das in Preußen übliche Schrittmaß beim "Avancieren" nur 65 Schritte in der Minute bei einer Schrittlänge von 65 - 75 cm. Diese für unsere Begriffe - besonders im feindlichen Feuer - kaum vorstellbare langsame Bewegung ermöglichte es den Bataillons-Geschützen aber, ihre Aufgabe im gemeinsamen Vorrücken mit der Infanterie zu erfüllen. Die preußischen Bataillons-Geschütze sollen in der Minute zwei- bis dreimal gefeuert haben, wobei zu jedem Schuß das Rohr naß ausgewischt, Kartusche und Kugel von vorne in das Rohr eingeführt, angesetzt, Zündpulver aufgeschüttet, gerichtet und abgefeuert werden mußte. Diese Geschütze erfüllten damals ungefähr die gleiche Aufgabe, die wir heute mit "unmittelbare Feuerunterstützung" bezeichnen.



Bataillonsgeschütz 1756

Für das, was wir heute "allgemeinen Feuerkampf" nennen, hatte man die sogenannten Positions-Geschütze, die auch Batterie-Geschütze oder nach ihrer organisatorischen Gliederung Brigade-Stücke (oder -Geschütze) genannt wurden.

Die Kriegsgliederung dieser ersten geschlossenen Artillerieeinheiten und ihre Bezeichnung waren sehr verschieden. Ein Lehrbuch des Jahres 1786 sagt hierzu wörtlich:

"Die Abtheilung der Brigade-Stücken ist in verschiedenen Herren Diensten sehr verschieden. In Preußl. Diensten machen 10 Stück, in Frankreich 8, in Sachsen 6, in Sardinien 5 Stück eine Brigade aus, die mehrenteils durch einen Hauptmann kommandiert wird, der zwey Subalternen unter sich hat. Drey bis vier dergleichen Brigaden werden als eine Division betrachtet und stehen unter einem Staabs-Officier.

An manchen Orten ist die Benennung verschieden, denn in Sachsen heißt eine Division Brigade und was anderswo Brigade genennet wird, heißt daselbst Batterie."

Die Brigade war also die Einheit, die wir heute als Batterie bezeichnen würden. Unter dem Begriff Batterie wurde im allgemeinen eine Feuerstellung, insbesondere eine ausgebaute Feuerstellung verstanden. Die Zahl der Geschütze für eine solche "Batterie" war nicht begrenzt. In Gefechtsberichten sind "Batterien" von dreißig und mehr Geschützen zu finden. Diese Positions-Artillerie bestand i. a. aus 12-pfündigen Kanonen und 10-pfündigen Haubitzen. Größere Kaliber wurden in der Regel nur zur Verteidigung und Belagerung von Festungen gebraucht. Diese "Batterien" fuhren vor Beginn der Schlacht auf Anhöhen auf. Als Gebrauchsschußentfernung so ziemlich aller Geschütze dieser Zeit kann man etwa 1200 bis 1500 m annehmen, während das Infanteriegewehr eine wirksame Schußentfernung bis zu 200 Schritt hatte. Man bemühte sich, mit der Positions-Artillerie schräg in den Feind hineinzuwirken oder zu flankieren. Man wollte mit den eisernen Vollkugeln durch seitliche Treffer in die Lafettenräder der feindlichen Geschütze diese "demontieren" oder gegen lebende Ziele so eine größere

Wirkung erzielen. Wie gering die Wirkung des vollen Kugelschusses gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß noch um das Jahr 1800 der britische Admiral Nelson seinen Kapitänen befahl, bis auf Pistolenschußweite an den Gegner heranzusegeln und dann erst das Feuer zu eröffnen.

Auf kurze Entfernungen unter 350 Schritt wurde, besonders gegen angreifende Kavallerie, mit Kartätschen geschossen. Das waren Stoffbeutel oder Blechbüchsen, die mit kleineren Eisenkugeln gefüllt waren und eine bedeutend größere Flächenwirkung hatten als die Vollkugeln.

Als Treibladung wurde kein loses Pulver mehr verwendet, sondern fertige Kartuschen aus Stoff oder Papier mit genau abgewogenen Pulvermengen.

Für Belagerungen verwendete man auch Mörser, aus denen "Bomben geworfen" wurden. Diese Mörser waren Steilfeuerwaffen mit extrem kurzen Rohren und sehr einfachen ortsfesten Lafetten. Die Bomben waren hohle Eisenkugeln mit Schwarzpulverfüllung und Zündschnur. Mit der brennenden Lunte wurde zunächst die Zündschnur entzündet und dann erst der Mörser abgefeuert. Diese ersten Sprenggeschosse waren eine etwas gefährliche und unsichere Sache. Brannte die Zündschnur zu schnell, detonierte die Bombe zu früh, brannte sie zu langsam, blieb die Bombe liegen und der Feind konnte sich in Sicherheit bringen oder sie u.U. löschen.

1758 wurden in Preußen nach österreichischem Vorbild auch 7-pfündige Haubitzen eingeführt, die - grob gesagt - von der Kanone die Räderlafette und vom Mörser das kurze Rohr hatten. Aus ihnen wurden vornehmlich "Granaten geworfen". Als Kompromißlösung erreichten sie zwar weder die Wirkung der Kanonen, noch die der Mörser, jedoch hatte Friedrich II. angesichts der meist geschick gewählten und stark verschanzten österreichischen Stellungen die Bedeutung eines Wurfgeschützes auch in der Feldschlacht mehr und mehr erkannt. Seit Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Zeit nach den Freiheitskriegen bestanden deshalb die preußischen Art:

lerie-Brigaden (späteren -Batterien) aus sechs Kanonen und zwei Haubitzen. Die Konstruktion der Haubitzen muß jedoch noch sehr lange erhebliche Schwierigkeiten bereitet haben, denn in den Gefechtsberichten der Freiheitskriege findet man auffallend häufig Nachrichten darüber, daß die Haubitzen durch die eigene Feuertätigkeit beschädigt wurden und das Gefechtsfeld verlassen mußten.

Die genaue Berechnung an Geschützen und Munition für bestimmte Zwecke und damit natürlich auch der Kosten hat die Artilleristen schon seit alten Zeiten immer wieder beschäftigt. So wurden z.B. bei der Belagerung von Turin durch die Franzosen im Jahre 1706 eingesetzt:

104	24-pfündige Kanonen,
6	16-pfündige Kanonen,
17	12-pfündige Kanonen,
10	8-pfündige Kanonen,
35	4-pfündige Kanonen
<hr/>	
172	Kanonen,
59	Mörser.

Aus diesen Geschützen wurden verschossen:

- 113 637 Kugeln (bereitgestellt 149 892),
- 300 Kartätschen (bereitgestellt 300),
- 20 945 Bomben (bereitgestellt 25 155).

Der Preis der hier verschossenen Munition wurde s.Zt. mit 215 614 Talern errechnet.

Ein noch immer nicht befriedigend gelöstes Problem war die Beweglichkeit der Positionsartillerie. Die Geschütze und Fahrzeuge wurden von Pferden gezogen (ein schweres Geschütz bis zu 16 Pferde), während die Bedienungen zu Fuß marschierten. Diese Artillerie war deshalb z.B. bei einer Verlegung des Schwerpunktes im Gefecht zu einem schnellen Stellungswechsel nicht befähigt. Schon Gustav Adolf hatte im 30-jährigen Kriege versucht, die Bedienungen seiner leichten Geschütze auf Leiter-

wagen zu verlasten, um einen Stellungswechsel in schnellerer Gangart durchführen zu können. Dieser Gedanke ist jedoch bald wieder fallen gelassen worden.

Friedrich II. errichtete deshalb am 21.4.1759 im Lager zu Landshut eine "Brigade zu sechs 6-pfündigen reitenden Canons" in Stärke von 1 Offizier, 3 Unteroffizieren, 42 Kanonieren, 18 Stückknechten, 45 Reit- und 36 Zugpferden. Diese Brigade wurde nach zweimaligem Verlust (Kunersdorf und Maxen) jeweils wieder aufgestellt, ging aber nach dem Hubertusburger Frieden wieder ein. Erst seit 1772 ist die reitende Artillerie ständiger Bestandteil des preußischen Heeres gewesen. Sie erhielt ihre erhöhte Beweglichkeit gegenüber der Fußartillerie dadurch, daß ihre Kanoniere beritten waren. Ihr Einsatz war ursprünglich als schnell bewegliche Schwerpunktartillerie vorgesehen und nicht - wie irrtümlich oft behauptet - als Unterstützungswaffe der Kavallerie.

Die Artilleristen des 18. Jahrhunderts waren zwar schon Soldaten, galten aber nicht als den beiden anderen Waffengattungen unbedingt "ebenbürtig". So hatte die preußische Artillerie - was bei anderen Waffen nur in Ausnahmefällen möglich war - ständig bürgerliche Offiziere in ihren Reihen. Die Rangliste vom Mai 1763 führt unter 197 Offizieren allein 159 bürgerliche Namen auf.

Die Unteroffiziere und Kanoniere standen im Frieden laufend im Dienstverhältnis. Die Dienstzeiten waren extrem lang. Selbst nach der Reorganisation hatten im Jahre 1809 bei der preußischen reitenden Artillerie von insgesamt 123 Unteroffizieren und 1208 Mannschaften 54 Unteroffiziere und 123 Mannschaften mehr als 10 und außerdem 14 Unteroffiziere und 3 Mannschaften mehr als 20 Dienstjahre.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß die Artillerie im Gegensatz zu Infanterie und Kavallerie ihre eigentliche Organisation erst bei der Mobilmachung erhielt. Im Frieden

waren die Offiziere, Unteroffiziere und Kanoniere in Kompanien zusammengefaßt, die etwa mit Ausbildungszentren verglichen werden können. Erst bei der Mobilmachung wurden die Soldaten in artilleristische Einheiten eingeteilt und übernahmen Geschütze, Fahrzeuge und Gerät aus den Artilleriedepots. Die notwendigen Pferde als Zugmittel wurden erst bei der Mobilmachung angekauft und die für sie als Fahrer benötigten Stückknechte, die keine Soldaten waren, erst jetzt aus dem Lande ausgehoben. Eine echte Ausbildung in Teileinheiten oder Einheiten konnte erst nach der Mobilmachung beginnen. Das Problem für den geplagten Batteriechef bestand darin, aus ungeübten Pferden und völlig unwissenden und undisziplinierten Knechten in kürzester Zeit eine taktisch voll einsatzfähige Einheit zu machen. Die Lehrbücher dieser Zeit erwähnen die Ausbildung der Kanoniere nur am Rande, widmen aber einen sehr breiten Raum der Erziehung und Ausbildung der "Roßparthey". In diesen alten Büchern sind - wenn auch in der Ausdrucksweise der Zeit - so manche Dinge enthalten, die dem Sinne nach als neueste Erkenntnisse heute im Handbuch der Inneren Führung oder in der Vorschrift über Methodik der Ausbildung stehen könnten.

Der Artillerieeinsatz blieb bis weit in das 19. Jahrhundert hinein der gleiche. Die Bataillons-Geschütze fielen jedoch in der Zeit nach der französischen Revolution fort. Es gab fortan nur noch die Artillerie, die in geschlossenen Einheiten kämpfte. Für diese Einheiten bürgerte sich allgemein die Bezeichnung Batterie ein. Allerdings wurden diese Batterien noch häufig aufgeteilt. Viele Gefechtsberichte der Freiheitskriege erwähnen den Einsatz von 1/2 Batterien. In Preußen wurden 1809 die bisher zivilen Stückknechte als Fahrer durch Soldaten ersetzt.

Die Gliederungen wurden in der Art unserer heutigen STAN bindend festgelegt. So hatten z.B. die Kriegsbatterien der reitenden Artillerie des Yorckschen Korps, die 1812 nach Rußland ausrückten, einen Etat von:

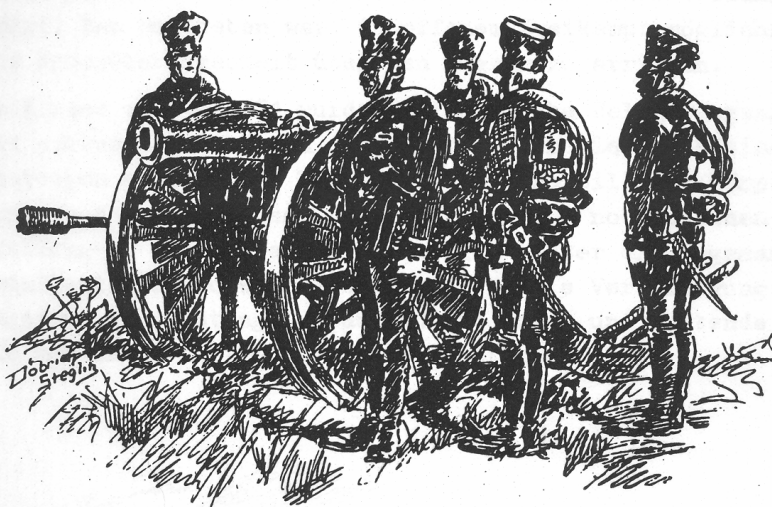
5 Offizieren,
13 Unteroffizieren,
20 Bombardieren,
1 Chirurgus,
2 Spielleuten,
112 Kanonieren,
4 Handwerkern,
8 Trainsoldaten,
1 Packknecht,
6 Kanonen,
2 Haubitzen,
4 Kartuschwagen,
2 Granatwagen,
2 Leiterwagen,
92 Zugpferden,
109 Reitpferden,
2 Packpferden und
12 Offizierpferden.

An Munition führte eine Batterie mit:

für die 6 Kanonen: 540 Kugeln,
165 Kartätschen,
für die 2 Haubitzen: 162 Granaten,
44 Kartätschen,
3 Brandkugeln,
2 Leuchtkugeln.

Der Beladeplan für die einzelnen Fahrzeuge war für jeden einzelnen Schuß genau festgelegt. Die Buchführung wurde auf dem Gefechtsfeld in vollem Umfang fortgesetzt. Nach jedem Gefechts- tag wurde der Munitionsverbrauch auf den einzelnen Schuß genau abgerechnet, eine Art logistisches Meldewesen.

Die Munitionsausstattung scheint jedoch häufig den Verbrauch im Gefecht nicht haben decken können. In den Gefechtsberichten der Freiheitskriege fällt es immer wieder auf, daß einzelne Batterien das Gefechtsfeld verlassen mußten, um ihre verschossene Munition zu ergänzen.



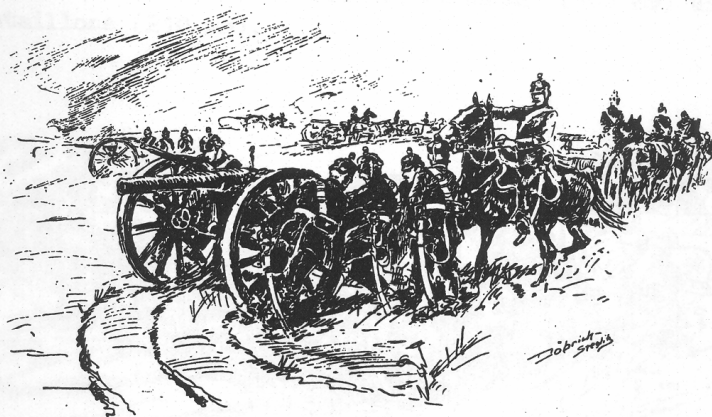
6-pfündige Kanone 1813

Die bisherige Fußartillerie wurde dadurch beweglicher gemacht, daß die Kanoniere auf den Protzen und Handpferden, später auch den Lafetten aufsaßen. Man sprach zunächst von fahrender Artillerie, der späteren Feldartillerie. Hierdurch erst kam die reitende Artillerie zu einer neuen Rolle als Begleitwaffe größerer, selbständig eingesetzter Kavallerieverbände.

Die Waffen- und Munitionsentwicklung ging weiter. Auch für die Kanonen gab es Sprenggeschosse mit Aufschlagzündern und als Er-

satz für die Kartätschen das von einem britischen Artillerieoffizier bereits während der napoleonischen Kriege erfundene Schrapnell. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden alle Artillerien mit Hinterladern und gezogenen Rohren ausgerüstet. Die Munition entsprach damit im wesentlichen dem Prinzip, das wir heute noch kennen. Der gesamte Feuerkampf der Artillerie wurde jedoch auch weiterhin noch aus offenen Feuerstellungen geführt. Das Bestreben war, in offenem Zweikampf möglichst schnell die Feuerüberlegenheit über den Gegner zu erringen.

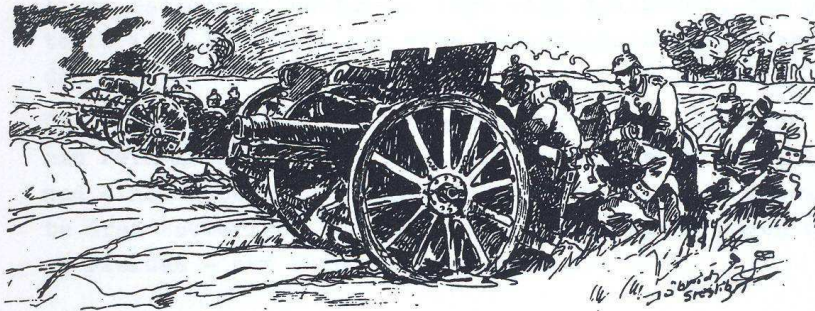
Im Kriege von 1870/71 wurden umfangreiche Belagerungsartillerie mit schweren Geschützen für den Kampf um die französischen Festungen mitgeführt. Diese Belagerungsartillerie kämpfte aus zwar in der Regel ausgebauten, aber immer noch offenen Feuerstellungen. Hieraus entwickelte sich später die sogenannte Fußartillerie als schwere Artillerie für die Verteidigung und Belagerung von Festungen, während die Feld- und reitende Artillerie für den Kampf im freien Gelände bestimmt war.



Reitende Artillerie 1870

Als wesentliche Behinderung im Feuerkampf wurde empfunden, daß die Geschütze bei jedem Schuß auf ihren Lafettenrädern zurückrollten und - namentlich in weichem Boden - mühselig wieder vorgeschoben werden mußten. Bei der Fußartillerie versuchte man zunächst, dieses Zurückrollen durch große hölzerne Rücklaufkeile hinter den Rädern aufzufangen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden für diesen Zweck zunächst Federsporne und dann Rücklaufeinrichtungen entwickelt. Ebenfalls wurden im Hinblick auf die zunehmenden Schußweiten optische Richtmittel eingeführt.

1914 bestand eine deutsche aktive Infanterie-Division aus zwei Infanterie-Brigaden mit je zwei Infanterie-Regimentern und aus einer Feld-Artillerie-Brigade mit zwei Feld-Artillerie-Regimentern. Das Feld-Artillerie-Regiment bestand aus zwei Abteilungen, jede Abteilung aus drei Batterien mit je 6 Geschützen. Von den vier Abteilungen einer Division waren drei mit Feldkanonen (77 mm) und eine mit leichten Feldhaubitzen (105 mm) ausgerüstet. Außerdem gab es bei den Armee-Korps noch ein Fuß-Artillerie-Bataillon mit vier Haubitzbatterien zu vier Geschützen (150 mm) sowie bei den Armeen schwere Kanonen- (105 mm) und Mörser-Bataillone (210 mm).



Feldkanone 96 n.A. 1914

Für die Feldartillerie galt 1914 noch die Regel, daß sie den Feind aus offenen Feuerstellungen im direkten Richten zu bekämpfen hatte. Die Batterien, geschlossene Abteilungen, ja ganze Regimenter standen in einer "Artillerielinie" unmittelbar hinter der "Infanterielinie". In einzelnen Fällen haben die Feuerstellungen sogar vor der Infanterie gestanden. Die notwendigste Ausstattung für indirektes Richten, Rundblickfernrohre, Richtkreis, Scherenfernrohr und beschränkte Fernsprechmittel waren zwar vorhanden, das indirekte Richten wurde aber nur für Ausnahmefälle gelehrt.

Nur für die Fußartillerie mit ihren schweren Geschützen war das indirekte Richten schon die Regel geworden, das direkte Richten - wie heute allgemein - der Ausnahmefall. Sie war auch schon besser mit Fernsprechmitteln ausgestattet.

Der vorstehend geschilderte Einsatz der Feldartillerie forderte zu Beginn des Krieges durch die gesteigerte Wirkung der Infanteriewaffen naturgemäß sehr hohe Verluste und seit Beginn des Stellungskrieges im Winter 1914/15 ging die gesamte Artillerie zum Schießen im indirekten Richten aus verdeckten Stellungen über. Seit dieser Zeit haben wir die auch heute noch gültige Dreiteilung der Batterien im Gefecht in Beobachtungsstelle, Feuerstellung und Protzenstellung. Aus den damaligen Batteriegliederungen läßt sich schließen, daß je Batterie im allgemeinen nur eine Beobachtungsstelle besetzt werden konnte.

Die Feldartillerie wurde umgegliedert. Jede Division erhielt ein Feld-Artillerie-Regiment mit zwei Abteilungen Feldkanonen und einer Abteilung leichte Feldhaubitzen. Jede Abteilung hatte drei Batterien, jede Batterie - vorwiegend wegen des Mangel an Pferden - nur noch vier Geschütze.

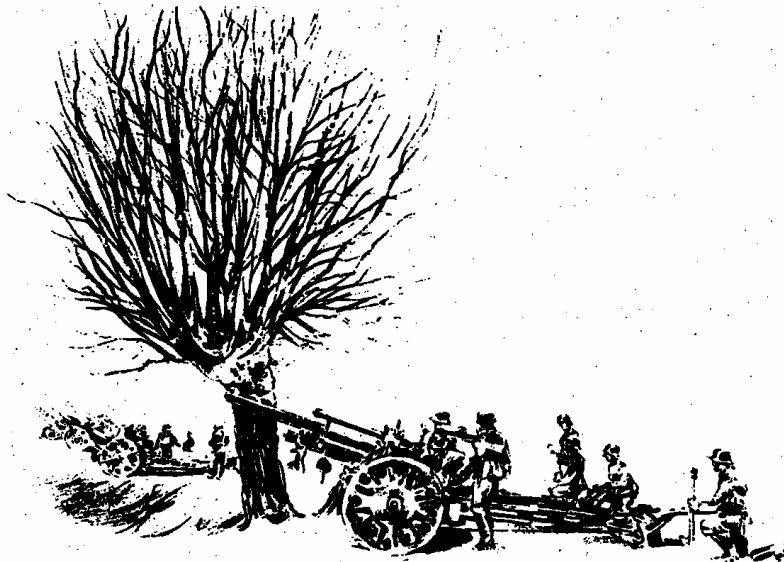
Da die beiderseitigen Gegner sich in der Erde verschanzten, reichten die leichten Kaliber der Feld-Artillerie nicht mehr aus, die bisherige Fuß-Artillerie wurde zur "schweren Artillerie des Feldheeres". Nahezu jede Division erhielt jetzt ein eigenes Fuß-Artillerie-Bataillon mit in der Regel zwei Batterien schwere Feldhaubitzen und einer Batterie 10 cm-Kanonen.

Um den Hauptfeind, die feindliche Artillerie, in ihren ebenfalls verdeckten Stellungen aufspüren zu können, wurden die ersten Lichtmeß- und Schallmeßtrupps sowie Ballonbeobachter und späterhin Artillerieflieger eingesetzt. Das kann man als die Geburtsstunde der Aufklärenden Artillerie bezeichnen. Ebenfalls aus diesen Notwendigkeiten heraus wurden vor 60 Jahren die ersten Anfänge des Planschießens mit BWE-Rechnen und Vermessung geboren.

Der Munitionsverbrauch stieg ins kaum Vorstellbare. Um die Truppe in ihren Erdstellungen zerschlagen zu können, wurde stunden- und tagelang Trommelfeuer geschossen. Die dadurch erhoffte taktische Wirkung hat sich jedoch nie eingestellt, weil die Truppe in ihren Erddeckungen eben doch einen recht guten Schutz hatte. Gegen Ende des Krieges verließ man sich auf deutscher Seite mehr und mehr auf die Wirkung plötzlicher und relativ kurzer Feuerüberfälle. Als neue Munitionssorten sind seit 1915 Nebel- und chemische Munition zu verzeichnen. Die leichten Feldkanonen wurden wegen zu geringer Wirkung immer mehr von der leichten Feldhaubitze verdrängt.

1939 hatte jede deutsche Infanterie-Division ihr Artillerie-Regiment mit drei leichten Abteilungen (Feldhaubitzen 105 mm) und einer schweren Abteilung (Feldhaubitzen 150 mm). Die Abteilung hatte drei Batterien zu je vier Geschützen. Die Gliederung der Batterietrupps und die vorhandenen Funkgeräte der

Batterie sahen den Einsatz von einer Beobachtungsstelle und einem Vorgeschobenen Beobachter vor. Die Masse der deutschen Divisionsartillerie des 2. Weltkrieges war noch pferdebespannt. Lediglich die Artillerie der relativ wenigen motorisierten und Panzer-Divisionen war vollmotorisiert, ebenso die Korps- und Heeresartillerie sowie die Beobachtungsabteilungen. Die Korps- und Heeresartillerie war mit 105 mm-Kanonen, 150 mm-Haubitzen und 210 mm-Mörsern (-Haubitzen) ausgestattet.



leichte Feldhaubitze 18 1939

Die Geschütze des 1. Weltkrieges hatten, da sie noch ausnahmslos Kastenlafetten hatten, mit ihren Seitenrichtmaschinen nur ein Seitenrichtfeld von etwa 10 bis 15 Strich nach jeder Seite gehabt. Darüber hinaus gehende Schwenkun-

gen mußten mit der ganzen Lafette vorgenommen werden. Die Forderungen nach einem größeren Seitenrichtfeld wurden in den dreißiger Jahren durch die Einführung der Spreizlafetten erfüllt. Das Seitenrichtfeld betrug jetzt bis zu 500 Strich nach jeder Seite. Dadurch und durch die infolge der ebenfalls gesteigerten Schußweiten bedingte Gewichtszunahme der Rücklaufeinrichtungen waren die Geschütze so schwer geworden, daß nur noch die 105 mm-Haubitze ständig im Pferdezug bewegt werden konnte. Die mit 12 Pferden in zwei Lasten gefahrenere schwere Feldhaubitze 18, mit einem Gewicht in Feuerstellung von über 100 Zentnern, war schon ziemlich unbeweglich. Am Rande sei erwähnt, daß die letzte echte deutsche reitende Artillerie im Verband der (ostpreußischen) 1. Kavallerie-Division im Winter 1941/42 aufgelöst wurde.

Die Forderungen nach erhöhter Beweglichkeit - besonders bei den Panzer-Divisionen - ging weiter. So entstand um die Mitte des Krieges die Panzer-Artillerie. Die deutschen Panzer-Artillerie-Regimenter waren allerdings aus Material- und Betriebsstoffmangel in der Masse nur motorisierte Artillerie-Regimenter. Lediglich ein oder zwei Abteilungen im Regiment waren mit Selbstfahrlafetten (Panzerhaubitzen) ausgestattet und damit echte Panzerartillerie. Bei diesen Einheiten wurden auch schon entsprechend umgebaute Kampfpanzer als Beobachtungspanzer verwendet.

Als Flächenfeuerwaffen kamen im Verlaufe des Krieges Raketenwerfer zur Einführung. Die Geräte waren im Vergleich zu den Geschützen sehr leicht und beweglich, die Munition jedoch recht schwer und deshalb schwieriger zu transportieren. Die Streuungen waren erheblich, die Schußweiten noch relativ gering.

Die Einsatzgrundsätze für die gesamte Artillerie waren etwa die gleichen, die wir heute noch kennen. Nach dem Kriege kam bei der Aufklärenden Artillerie die Radaraufklärung neu dazu.